



Marius Fletschinger | Karlsruhe

geb. 1984, Dr. theol., Pfarrer

marius.fletschinger@kath-ka-suedwest.de

Darf's ein bisschen Stil sein?

Anstöße für ein individuell christliches Leben

„Komm mal klar, Junge“, höre ich die Jüngeren in meinem Umfeld sagen, wenn sie jemanden tadeln. Damit benennen sie ein Problem und fordern die/den Betreffende(n) auf, aktiv zu werden um die Lage positiv zu verändern. Mit dem Leben „klarzukommen“ ist heutzutage für viele kein Selbstläufer, zu viele Gewissheiten sind brüchig, zu unübersichtlich, wechselhaft, fordernd sind die Umstände geworden. Trotzdem gilt: Wir selbst sind die Protagonist(inn)en unseres Lebens, wir müssen und dürfen das Heft selbst in die Hand nehmen.

Schon in der Antike wurde über die persönliche Lebensgestaltung nachgedacht; für uns heute ist Friedrich Nietzsche besonders bedeutsam geworden, der mit Nachdruck fordert: „Eins ist Noth. – Seinem Charakter ‚Stil geben‘ – eine grosse und seltene Kunst!“¹ Bereits da erscheint Stil als eine individuell anwendbare Lebensstrategie. Im Folgenden soll es, angelehnt an grundsätzliche Überlegungen zum Stil, ausdrücklich um Lebensstil, den zu findenden Stil fürs eigene Leben, gehen. Ich skizziere einige wesentliche Herausforderungen unserer Zeit, verknüpfe diese mit christlichen Ansätzen und denke erste Perspektiven an. Damit gebe ich auch Einblicke in meine im Frühjahr erschienene Dissertation über „Kontingenz und Stil“.

Die Stilfrage als Problemanzeige

Stil ist zunächst ein Allerweltswort. Es fällt im Blick auf Kleidungs- und Einrichtungsstil, wird mit Leitungs-, Politik- oder Spiel- (einer Mannschaft) und vielem mehr verbunden und taucht nicht zuletzt auf als Ernährungs- (im Kleinen)

1 F. Nietzsche, *Fröhliche Wissenschaft*. FW 290, KSA 3, 530f.

und Lebensstil (im Größeren). Stil erscheint als Ausweis von Qualität: er klingt nach Ästhetik, nach innerer Konsistenz und nach Wiedererkennbarkeit. Kein Wunder, dass jede(r) gerne Stil für sich reklamiert – und entsprechend zur Stilinfation beiträgt!

Ganz allgemein würde ich Stil beschreiben als eine spezifische Weise, vorliegendes Material zu selektieren und zu bearbeiten, wodurch prozesshaft ein charakteristisches Arrangement entsteht. Stil erscheint als meist individuelle, manchmal kollektive Prägung, als eine wiedererkennbare „Handschrift“. Diese wiederum ist das Ergebnis von gestaltender Übung und unwillkürlichen Gegebenheiten, doch dazu später mehr.

Von Stil kann nur gesprochen werden, wenn es auch Alternativen gibt. Wo exakt nach Handbuch vorgegangen werden muss, wird man das kaum einen Stil nennen. Höchstens vielleicht den „Arbeitsstil“ eines Schnellrestaurants ... Stil setzt also Wahlmöglichkeiten, eigene Akzente voraus. Insofern wird, wenn der Gedanke des Stils auftaucht, ein „Problem“ angezeigt: Da galt bisher ein bestimmtes Vorgehen als gesetzt, nun erscheinen mehrere Optionen zur Wahl – das fraglose „immer schon so gemacht“ wird abgelöst von der Aufgabe, selbst zu gestalten, womit man gewinnen, aber auch verlieren kann ... Ein historisches Beispiel: Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts werden zunehmend Stilratgeber veröffentlicht, die sich mit Inneneinrichtung befassen. Ganz offenbar hatte die zunehmend industrielle Produktion von Möbeln und die entsprechend größere Auswahl zu einem wachsenden Orientierungsbedarf geführt. Die Suche nach passendem Stil kann somit als Versuch gedeutet werden, auf unsicherem Gelände auf gute Weise voranzukommen.

Im symbolträchtigen Jahr 1968 fand die Vollversammlung des Weltkirchenrates in Uppsala statt. Eine der sechs Arbeitsgruppen hatte das Thema „Auf der Suche nach neuen Lebensstilen“ – hier scheint erstmalig die Stilfrage *expressis verbis* auf die Thematik christlicher Lebensführung bezogen zu werden.² Im Titel wird zu Recht signalisiert, dass Stil grundsätzlich im Plural zu denken ist. Damit wendet man sich gegen die Vorstellung von „dem einen christlichen Stil“, den man zeit- und kontextunabhängig definieren und verordnen könnte, und betont das Moment der Suche und des geschichtlichen Prozesses. Demnach gilt auch für den christlichen Bereich: Die Figur des Stils bekommt dann Konjunktur, wenn Autoritäten und breit akzeptierte Konventionen brüchig werden, wenn sich die/der Einzelne herausgefordert sieht, eigenverantwortlich neue Wege zu beschreiten. Die existentielle Frage der Lebensführung berührt ganz unumgänglich auch den Gläubigen als solchen: „Mit dem Wort ‚Stil‘ meinen

2 Zur Thematik des Stils im christlichen Kontext ausführlicher M. Fletschinger, *Kontingenz und Stil*. Regensburg 2024, 156–188. Die Dissertation wurde im Oktober 2024 mit dem Bernhard-Welte-Preis der Kath.-Theol. Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i.Br. ausgezeichnet.

wir nicht bloß äußerliche Erscheinung, Mode oder gar Verhalten. In Kunst, Literatur, Architektur hat das Wort einen reicheren Gehalt. Es ist eine vielfältige Einheit von Gestalt und Gehalt, von Handeln und Sein, von Leben und Glauben, von Medium und Botschaft. Es stellt nach außen hin dar, was im Innern vorgeht. Es hat damit zu tun, wie einer seinen Glauben lebt.“³

Wir verstehen die (religiöse) Stilfrage als eine Problemanzeige, ein Bewusstsein davon, dass überkommene Selbstverständlichkeiten fraglich geworden sind, dass es neue Anläufe braucht, um gut zu agieren und zu leben. Ganz folgerichtig erhält diese Frage in der momentanen kirchlichen Umbruchsituation viel Aufmerksamkeit. Vielleicht ist es auch ein individueller Selbstbehelf: Man sucht nach einem persönlichen christlichen Stil, wo die kirchliche Gemeinschaft als zu träge, lernunwillig, innovationsschwach erlebt wird. In diesem Sinne möchte ich die „Anstöße für ein individuell christliches Leben“ als Ermutigung verstanden wissen, „eigene Lösungen“ zu suchen und zu finden. Unabhängig davon gilt allerdings auch, dass Stil in einer Denkwelt, Gemeinschaft, Praxis reift und auch aufs Wahrgenommenwerden angelegt ist. Dazu mehr im nächsten Unterkapitel.

Ausbildung in Denken, Verhalten, Empfinden

Jeder Stil hat mit einem Konzept zu tun. Theoretische Grundlagen im Sinne von Wissensbeständen, Prinzipien, Einschätzungen spielen dafür eine wichtige Rolle, ob sie nun reflektierter oder eher unbewusst einfließen. Schon die antiken Stilregeln der Rhetorik sind mit einer Reihe von Annahmen über die Welt und ihre Ereignisse verbunden. Zugleich hat Stil eine handwerkliche Dimension, ergibt sich durch Bearbeitung, die Geschick erfordert und damit vielleicht Talent, in jedem Fall Übung voraussetzt. Zu Recht konnten die italienischen Renaissancekünstler(innen) – und natürlich nicht nur diese – stolz sein auf die Qualität ihres *disegno*. Weiterhin ist Stil subjektiv, wird in einer Ich-Perspektive geformt, die Persönlichkeit sichtbar macht und Fragen der Identität eng berührt. Besonders deutlich wird die Verbindung von Stil und Person in der romantischen Bewunderung für das Genie, dessen Werk geradezu aus ihm herausströmt. Auch bei Nietzsche ist diese Vorstellung zu erkennen, wobei er auch an die „Nicht-Genies“ appelliert, das eigene Leben zu formen und als großes Kunstwerk zu begreifen.

Ein konturierter Stil entsteht also im Dreieck von Denken (Wissen), Verhalten (Praxis) und Empfinden (Selbstbild) unter wechselseitigen Einflüssen. Ganz knapp gefasst: Was und wie ich denke, zu wissen meine, hat Auswirkungen auf mein Handeln. Was ich erlebe, tue, im Alltag als plausibel erfahre, hat Gewicht für mein Selbstbild, mein Empfinden. Wie ich mich selbst verstehe, das wirkt

3 W. Müller-Römheld, *Bericht aus Uppsala 1968*. Frankfurt a.M. 1968, 92.

wiederum zurück auf meine Art und Weise, die Welt zu erfassen und zu begreifen, also auf mein Denken und Wissen. Stil wird nicht einfach erfunden oder ausgewählt, er entwickelt sich in einem Prozeß, in dem die drei genannten Dimensionen ihr Gewicht entfalten. Es liegt nahe, hier von der „Ausbildung von Stil“ zu sprechen in seiner ambivalenten Bedeutung: Stil bildet *sich* aus, nur begrenzt steuerbar, teils unwillkürlich und ohne, womöglich gar gegen meine Absicht. In einer gewissen Spannung dazu kann ich aber auch *mich* ausbilden (lassen), lernend und ühend in den drei genannten Dimensionen, in der Arbeit an meinem eigenen Stil.

Stil in diesem weiten, existentiellen Sinn ist eine Lebensstrategie, die dem vielgestaltigen Lebensmaterial eine eigene Konfiguration, eine persönliche Akzentuierung geben soll. Unweigerlich geht damit ein Vorgang der Bearbeitung, Auswahl, Weiterentwicklung einher. Die Suche nach der überzeugenden Lösung führt zu Verbesserungsversuchen und Anpassungen, die in Wechselwirkung mit der jeweiligen Situation und oft auch mit den Reaktionen eines ‚Publikums‘ entstehen. Das bedeutet, Stilbildung ist dynamisch und prozesshaft. Stil bezieht sich auf eine spezifische historische und soziale Situation, benötigt Zeit zur Entwicklung, Erprobung, Reifung und empfängt Impulse aus vielfältigen Resonanzen. Damit ist auch klar, dass das nicht allein „im stillen Kämmerlein“ geht, nicht komplett von Gemeinschaft gelöst. Zusammenfassend: Stil basiert auf Denken, Verhalten, Empfinden und wird situativ, organisch interaktiv ausgebildet. Er ist spezifisch und persönlich, kann nicht eben kopiert, auch nicht einfach gelehrt, sondern nur je neu gefunden werden. Auch lässt sich der konkrete Stil niemals in einer endgültigen Form festschreiben: Er geriete zur formalen Prozedur, zur Ideologie.

Unsere Lebenslagen

Der Blick auf unsere lebensweltliche „Großwetterlage“ ist unerlässlich, weil eben Stil nicht am Reißbrett oder unter Laborbedingungen generiert wird. Auch jedes theologische oder philosophische Arbeiten ist in einem geschichtlichen Kontext verortet, von dem her es seine Fragen nimmt und in dem es argumentiert. Wer behauptet, überzeitlich denken und lehren zu können, irrt zumindest oder lügt! Unsere Überlegungen beziehen sich auf die heutige westliche Welt. Diese ist, extrem knapp gesagt, denkerisch wie faktisch von Bezweifelbarkeit, Alternativen und systemischem Provisorium geprägt.

Nietzsche sät und lehrt den systematischen Zweifel, wenn er radikal die Erkenntnisfähigkeit des Menschen in Frage stellt (Wissen) und jedes Moralsystem als geschichtlich geworden, kontextuell bedingt, demnach nicht bindend beschreibt (Praxis). Mit dem emblematischen Ausruf „Gott ist tot“ verknüpft er die Aufforderung, befreit von äußeren Einwirkungen das Leben auf eigene Faust zu

gestalten (Selbstbild). Die grundlegende Infragestellung aller Konventionen und Institutionen, wie sie Nietzsche skizziert, hat enorme Breitenwirkung entfaltet. Jean-François Lyotard diagnostiziert etwa ein Jahrhundert später, dass die großen Erzählungen an ihr Ende gekommen sind, also weltdeutende und sinn- und gemeinschaftsstiftende Größen wie etwa Nationalstaatlichkeit, Kommunismus, Kirchen etc. ihre Kraft zur Bindung und Orientierung verloren haben.

Wenn nun nichts und niemand über Zweifel erhaben ist, nichts absolute Geltung entfaltet, fährt man auf Sicht, ist jede Orientierung, Entscheidung, Handlung unter Vorbehalt. Sie gilt provisorisch, solange bis sich Umstände, Erkenntnisse, Interessen ändern. In einer sich schnell wandelnden Gesellschaft, die mobil, vielfältig und virtuell ist, lässt sich schwer vereindeutigen, wo man zugehörig ist, auch wer man ist und sein will. Zwar könnte man sich entschieden konstruktivistisch selbst definieren. Aber auch dann bleiben die (ernüchternden?) Überraschungen nicht aus: Andreas Reckwitz legt äußerst lesenswert⁴ dar, wie wir bei unseren vermeintlich höchst individuellen Selbstbeschreibungen auf Muster und Praktiken zurückgreifen, die schon seit langem in der Gesellschaft kursieren. Da diese Vorlagen teils neu kombiniert werden, entstehen „hybride Subjekte“, die prinzipiell unter Spannung sind, weil sie gegenläufige Ziele (z.B. Authentizität vs. Anerkennung) verfolgen. Die ideale und konsistente Selbstbeschreibung bleibt damit ein ersehntes Traumbild, das zugleich Motor für kontinuierliche Veränderung sein kann. Die Konstante in dieser Lebenswelt, im Blick auf Wissen, Praxis und Selbstbild, ist nach allem Gesagten das Provisorium, damit umzugehen eine Kunst. Genau das schlägt uns etwa Zygmunt Bauman vor: dass wir Lebenskünstler werden.

Lebenskünstler werden

Die individuelle Weise, „die Welt zu bewohnen“, das ist die einladende Formulierung Maurice Merleau-Pontys für Stil. Das ‚Material‘ dafür ist alles, was gewollt oder ungewollt, bewusst oder unbewusst in diesem Leben eine Rolle spielt. Wenn Nietzsche fordert, man müsse sich selbst als Lebenskünstler begreifen, bringt er in neuer Farbigkeit einen weit älteren Gedanken zum Ausdruck: Schon die antiken griechischen Philosophen, erst recht die Aufklärer ‚drängen‘ und ermutigen den Menschen zu einem selbstbestimmten, selbstverantworteten Leben. Das ‚Ethos der Arbeit am Selbst‘ ist in den westlichen Gesellschaften in religiösen und säkularen Variationen tief verwurzelt und breit akzeptiert. Bauman verfolgt in dieser Perspektive einen so entschiedenen wie pragmatischen Ansatz:

4 A. Reckwitz, *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*. Weilerswist 2006.

„Mein Vorschlag, das Leben als Kunstwerk zu betrachten, soll weder eine Forderung noch eine Mahnung (etwa nach dem Muster ‚Gestalte dein Leben so harmonisch, ausgewogen und durchdacht wie ein Maler seine Bilder!‘) sein, sondern lediglich die Feststellung einer Tatsache. Das Leben eines Menschen ist unvermeidlich ein Werk der Kunst, sofern er über einen freien Willen verfügt und eigene Entscheidungen treffen kann. Denn diese haben Folgen und hinterlassen Spuren, sosehr er ihre Bedeutung auch zu leugnen und ihren Einfluss zu verschleiern sucht, indem er alles auf den übermächtigen Druck äußerer Kräfte zurückführt, die ihn ‚Ich muss‘ anstelle von ‚Ich will‘ zu sagen zwingen und seine Entscheidungsspielräume angeblich auf ein Minimum zusammenschrumpfen lassen.“⁵

Bei aller Ermutigung, die Verantwortung für das eigene Leben entschlossen anzunehmen, sind freilich die Schattenseiten, das Unwägbar und Unverfügbare nicht auszublenden. Die ungesichert freie Existenz, derer sich Nietzsche als Vordenker „moderner“ Lebenskunst bewusst wurde, bringt mit ihren vielen Möglichkeiten auch die Qual der Wahl und das Risiko mit sich. Man muss (und darf) auswählen und konfigurieren, in einen Stilprozess eintreten, um die Welt zu bewohnen. Um im Bild zu bleiben: Die Mieten sind womöglich hoch, doch es bleibt hoffentlich Spielraum, um Gutes und Schönes zu erleben.

Bisschen Stil ist Pflicht

Jeglicher Stil hat eine komplexe Entstehungsgeschichte, er wurzelt tief im Boden seiner Umstände und erhält aus diesen einen charakteristischen *drive*, der diesem Stil innewohnt und in diesem längst prägende Spuren hinterlassen hat, bevor der Mensch überhaupt bewusste Gestaltungsschritte unternimmt. Deshalb muss unbedingt verstanden werden, dass wir Stil nicht mit Moden verwechseln dürfen: Stil ist keine oberflächliche Anpassung an flüchtige Umstände (auch wenn Rezeptionsfragen freilich eine Rolle spielen), sondern ein in einer konkreten Biografie gereifter Lebensausdruck. Eine spezifische Konfiguration des Denkens, Verhaltens, Empfindens bringt eine besondere Weise hervor, ein Leben zu führen. Mit der Lebensästhetik entsteht eine Lebensethik und umgekehrt.

Spätestens an diesem Punkt wird deutlich, warum die Theorie *christlicher Lebensgestaltung* auf Fragen des Stils stößt. Im Christentum verbindet sich eine bestimmte Perspektive auf Welt, Geschichte, Mensch mit der ethischen Aufforderung, das eigene Leben und die eigene Person, das Denken-Verhalten-Empfinden, in eigener Verantwortung zu gestalten. Das Evangelium Christi ist dafür die stilprägende Inspiration. Während der *stilus Christi* als Gedanke schon bei Erasmus

5 Z. Bauman, *Wir Lebenskünstler*. Berlin 2010, 87.

aufblitzt, ist es nicht überraschend, dass die explizite Suche nach dem (christlichen) Lebensstil im Verlauf des 20. Jahrhunderts an Fahrt aufnimmt, als sich Lebensoptionen rasant vervielfältigt haben und sich die Frage nach der klugen Auswahl, der passenden Komposition stellt.

Christoph Theobald zeigt in „Le Christianisme comme style“ (2008) auf, dass die Stilfrage unumgänglich für christliches Leben ist. Theobald deutet das II. Vaticanum als Bemühung der katholischen Kirche, ihre Sendung in der Welt wie im Besonderen die eigene Form zu reflektieren und neu auf Konsistenz mit der eigenen Lehre zu überprüfen. Sie stellt sich also, unausgesprochen, der Stilfrage, die ja die eigene Identität berührt: „Diese wird nicht ein für alle Mal erworben, sie ändert nicht nur ihre kulturelle Form, sondern ist selbst in ihrem Kern von historischen Veränderungen betroffen. [...] Die Selbstverteidigung verschwindet zeitgleich mit der Angst vor der diachronen und synchronen Pluralität der Traditionen und wenn der Lernprozess die Kirche und die Theologie dazu bringt, die *Form* selbst des Christentums und seine innere Übereinstimmung – die *Einheit von Form und Inhalt* – in den Mittelpunkt ihrer Anliegen zu stellen.“⁶

Die Bemühung um angemessenen Stil ist folglich eine grundlegende Aufgabe christlicher Existenz, sogar Teil ihrer *Berufung*. Der Appell, sich immer wieder zu bekehren, ist hier nicht neu. Wenn in Debatten immer wieder bis hinauf zum Papst selbst suggeriert wird, Reformfragen seien gegenüber der „Mission“ hintanzustellen, bleibt merkwürdig unterbelichtet, dass Mission nicht ohne eigene Konsistenz zu haben ist und ihren Ausgang immer beim Splitter im eigenen Auge nimmt! Salopp zusammengefasst: Bisschen Stil ist Pflicht.

Denken – Es ist, wie es ist: okay

Die eigenen Überzeugungen, Werte, Taten stimmig zu verbinden stellt sich als gar nicht so leicht heraus. Angesichts der unterschiedlichen Welten und Wertesysteme, in denen wir uns bewegen, angesichts der Vielfalt an divergierenden Optionen und ihrer Bestreitungsmöglichkeiten, angesichts des permanenten Provisoriums bleibt vieles hinter dem ursprünglichen Ideal zurück, bleibt Stückwerk. Als Seelsorger begegne ich oft Menschen, die damit hadern und sich wild entschlossen zeigen, „nie mehr“ so und so zu handeln. Nun werde ich sicher niemandem die guten Vorsätze ausreden, aber christlicher Trost liegt anderswo: Wir sind keine idealen Engelwesen, sondern unvollkommen „ab Werk“. Die Menschwerdung Jesu gilt einer erlösungsbedürftigen Welt. Mit ‚Gnade‘ umschreiben wir das: Gott ergreift die Initiative, seine heilvolle Zuwendung würdigt und trägt die Schöpfung, mit und in aller innerweltlichen Begrenztheit, Widersprüchlichkeit,

6 C. Theobald, *Christianisme comme style I*. Paris 2008, 52 [Übersetzung M.F., Hervorhebung im Original].

Erlösungsbedürftigkeit. Das ‚Fazit‘ Gottes zu Beginn der Genesis (Gen 1,31) ist ein dickes Ausrufezeichen: „Gott sah alles an, was er gemacht hatte: Und siehe, es war sehr gut.“ Dies geht über eine Momentaufnahme hinaus, ist vielmehr eine Verhältnisbestimmung. Die darin bereits angelegte treue Verbundenheit Gottes nimmt menschlichem Handeln, Ringen, Scheitern nicht seine Verletzlichkeit, sein Gewicht, auch nicht seine Abgründigkeit, stellt jedoch eine erleichternde und versichernde Perspektive zur Seite – Grundlage jener Art von Zuversicht, ohne die nichts von Belang gewagt und durchgehalten werden kann. Den Schatz, den wir haben, tragen wir nun einmal in zerbrechlichen Gefäßen (2 Kor 4,7). Unsere Grenzen und Ambivalenzen müssen wir entschieden annehmen, ohne mutlos zu werden. In biblischer Perspektive dürfen wir realistisch und getröstet darauf schauen. Es ist, wie es ist: okay.

Verhalten – Gastliche Heiligkeit

Gott ist der große Gastgeber unseres Lebens. Wir leben in seiner Schöpfung, aus seiner heiligen, lebensspendenden Initiative. In Christus ist nach Theobald eine entsprechende gastliche Heiligkeit, *sainteté hospitalière*, zu erkennen⁷ – seine Zuwendung zum jeweiligen Gegenüber eröffnet diesem einen ‚Spielraum‘. Drei charakteristische Merkmale macht Theobald dabei aus:

Ein unvoreingenommenes *Gegenwärtigsein* (*accueil*) als Bereitschaft zur und Freude an der je neuen Begegnung mit einzelnen Menschen. Christi Aufmerksamkeit scheint sich jeweils ganz auf den aktuellen Moment und die gegenwärtigen Personen zu richten; er vermittelt darin in seinem ganzen Sein die bedingungslos liebende Zuwendung Gottes.

Eine ausgeprägte *Selbstdistanz* (*déssaisissement de soi*), welche die eigene Person zurücknimmt und die Sendung (zum Anderen, für den Anderen, für das Reich Gottes) in den Mittelpunkt rückt. So wird der/die andere ermutigt, der eigenen Sehnsucht zu trauen und sein/ihr Leben in der unverwechselbar persönlichen Weise in die Hand zu nehmen.

Eine *lernende Offenheit* (*apprentissage*) für das Neue, das so produktiv entstehen kann. Der andere Mensch wird, inspiriert aus der ermutigenden Begegnung, ganz eigene, vielleicht ungeahnte Ausdrucksformen finden. Diese wohlwollend zu verfolgen, sich von ihr überraschen, ja berühren zu lassen und davon selbst womöglich Bestärkung und Inspiration zu erhalten, ist eine besondere Form existentieller Lernbereitschaft.

Die Begegnung mit Christus ist eine Einladung, das eigene Leben im Horizont der in ihm erlebbaren gastlichen Heiligkeit zu gestalten; sie ist zugleich Ruf in seine Nachfolge, die alles bis hin zum Verhältnis zum Tod verändert. Es ist

⁷ C. Theobald, *Christianisme comme style I*, 53–71 [s. Anm. 6].

eine Begegnung, die Raum schafft zur individuellen Initiative, die im Ereignis der Konversion ihren Anfang hat – sein Stil mag prägend werden, könnte uns inspirieren ...

Empfinden – Dramatische Zuversicht

Wir haben die christlich gefärbte Weise, unsere Welt zu betrachten, skizziert und drei damit verbundene praktische Schritte aufgezeigt. Nun wollen wir abschließend das entsprechende Selbstbild, die Haltung bedenken, die sich daraus ergibt. Ich beschreibe sie mit *dramatischer Zuversicht*, weil wir akzeptieren (müssen), dass in unserem Leben die Dramen nicht ausbleiben, wir aber darauf reagieren wollen und können. Nach allem Geschilderten wird die Haltung *nüchtern-hoffnungsfroh* sein: Wir kennen den Ernst des Lebens, das Gewicht von Entscheidungen, den Schmerz des Unverfügbaren, doch wir ordnen alles ein in den größeren Zusammenhang der Schöpfung, die wir als gut und schön bekennen. Sie wird *erwartungsvoll-spielerisch* sein, weil wir bewusst und planvoll handeln und dabei einpreisen, dass viele Annahmen und Pläne eben durchkreuzt werden, dass allgemeine Regeln mitunter neu zu interpretieren sind, um einer konkreten Situation Rechnung zu tragen. Sie wird *verbunden-frei* sein, weil wir einen Zusammenhang spüren zwischen Werten, Episoden, Begegnungen unseres Lebens, weil wir uns verpflichtet fühlen gegenüber unserem Leben, unserem Glauben, einer gewissen Gemeinschaft, vielleicht auch der Schöpfung als ganzer. Zugleich werden uns diese Traditionen nicht hindern, sondern hoffentlich bestärken, offen und schöpferisch auf Neues zu reagieren.

Dem Leben Stil zu geben, das ist prinzipiell individuell, doch auch auf Interaktion bezogen. Die Frage stellt sich, wo die Kirche als Gemeinschaft ihren Platz hat. Wie angedeutet, steht auch sie in der Pflicht, ihren Stil zu formen. Ich stelle sie mir gern wie eine Künstlerakademie vor, die handwerkliche Grundlagen vermittelt, Begegnung und Austausch ermöglicht. Eine Institution, die Freude am und Mut zum Gestalten vermittelt, als lebendige, selbstrelativierende, lernende Hoffnungsgemeinschaft in dramatischer Zuversicht.